



Leseprobe

Kass Morgan

Die 100 - Heimkehr Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 320

Erscheinungstermin: 09. Mai 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Kampf um die Freiheit

100 Jugendliche wurden aus dem Weltraum entsandt, um die Erde neu zu besiedeln. Womit sie nicht gerechnet hatten: Auf dem blauen Planeten gibt es immer noch Menschen - Menschen, die die Neuankömmlinge um jeden Preis vertreiben wollen. Nun spitzt sich die Situation noch einmal dramatisch zu: Auf der Raumstation geht die Luft aus, und eine kampfbereite Truppe rund um den zwielichtigen Vizekanzler Rhodes landet auf der Erde. Die 100 geraten endgültig zwischen alle Fronten, von überall droht Gefahr. Und nur gemeinsam werden die Jugendlichen die Freiheit, die sie auf der Erde gefunden haben, verteidigen können.



Autor

Kass Morgan

Kass Morgan studierte Literaturwissenschaft an der Brown University und in Oxford. Derzeit lebt sie als Lektorin und freie Autorin in Brooklyn. Noch vor Erscheinen ihres ersten Buches, »Die 100«, konnte sie bereits die Rechte der Serienverfilmung verkaufen. »Die 100« schaffte es auf Anhieb auf die SPIEGEL-Bestsellerliste, und auch mit den Folgebänden der Serie, »Die 100 – Tag 21«, »Die 100 – Die Heimkehr« und »Die 100 – Rebellion«, knüpfte Kass Morgan an ihren sensationellen Erfolg an.

Kass Morgan · Die 100: Heimkehr

Zum Buch

Die Mission der 100 ist fast schon zum Scheitern verurteilt, ehe sie richtig angefangen hat: Von einer friedlichen Wiederbesiedlung der Erde kann nicht die Rede sein – denn die Menschen, die auf dem blauen Planeten überlebt haben, tun alles, um die Eindringlinge aus dem All in die Flucht zu schlagen.

Komplett überraschend wird das Camp der Jugendlichen von Erdgeborenen überfallen, die vor nichts zurückzuschrecken scheinen. Wells versucht, die Überlebenden in Sicherheit zu bringen, muss aber gegen Anfeindungen aus der eigenen Gruppe kämpfen. Bellamy ist währenddessen auf der verzweifelten Suche nach seiner Schwester Octavia, die spurlos verschwunden ist. Die mutige Clarke, die in ihren Gefühlen zwischen ihm und Wells schwankt, hilft ihm dabei – und stößt auf ein unfassbares Geheimnis. Gleichzeitig droht auf den Raumschiffen der Sauerstoff auszugehen. Das Überleben aller hängt nun allein vom Mut der Jugendlichen ab.

Die Autorin

Kass Morgan studierte an der Brown University bis zum Bachelor und absolvierte anschließend ein Masterprogramm in Oxford. Derzeit lebt sie als Lektorin und freie Autorin in Brooklyn. Noch vor Erscheinen ihres ersten Buches, *Die 100*, konnte sie bereits die Rechte an der Serienverfilmung verkaufen. *Die 100* schaffte es auf Anhieb auf die Spiegel-Bestsellerliste.

*Für Joelle Hobeika, deren Fantasie Geschichten
zum Leben erweckt und verrückte Träume wahr werden lässt.
Und für Annie Stone, Lektorin der Extraklasse.*



G18

Glass' Hand war klebrig vom Blut ihrer Mutter. Die Erkenntnis kam langsam, wie durch dichten Nebel, als gehöre die Hand jemand anderem, als wäre das Blut daran ein Bild aus einem Albtraum. Aber es war ihre Hand, und das Blut war echt.

Glass saß wieder angeschnallt in ihrem Sitz, jemand drückte ihre linke Hand. Es war Luke. Er hatte sie nicht mehr losgelassen, seit er Glass von ihrer toten Mutter weggezerrt und zu ihrem Sitz getragen hatte. Er drückte ihre Finger so fest, als wollte er den Schmerz herauspressen, der durch ihre Adern pulsierte, und ihn in seinen eigenen Körper saugen. Glass versuchte, alles auszublenden außer der Wärme von Lukes Hand, dem kräftigen Druck seiner Finger, der selbst dann nicht nachließ, als der Transporter in die Erdatmosphäre eintauchte und heftig zu rütteln begann. Noch vor wenigen Minuten hatten sie direkt nebeneinander gesessen – Mutter und Tochter, bereit, gemeinsam eine neue Welt zu entdecken.

Doch jetzt war sie tot, erschossen von einem Gardisten, der unbedingt einen Platz auf diesem Transporter wollte. Denn dies war die letzte Gelegenheit, die todgeweihte Kolonie zu verlassen.

Glass presste die Augenlider zusammen und versuchte, die Bilder aus ihrem Geist zu verbannen: ihre Mutter, die lautlos zu Boden sank. Wie sie neben ihrer röchelnden und stöhnenden Mutter kniete und doch nichts tun konnte, um die Blutung zu stoppen. Wie sie den Kopf ihrer Mutter auf ihren Schoß bettete und ihr Schluchzen niederkämpfte, um ihr zu sagen, wie sehr sie sie liebte. Wie der dunkle Fleck auf dem Kleid ihrer Mutter sich immer weiter ausbreitete und alles Leben aus dem sterbenden Körper wich. Dann die plötzlich erschlaffenden Gesichtszüge, nur einen Wimpernschlag nach den letzten Worten, die ihre Mutter je sagen würde: »Ich bin so stolz auf dich.«

Doch die Bilder verschwanden nicht, genauso wenig wie die schreckliche Wahrheit. Ihre Mutter war tot, und jetzt jagte Glass mit Luke der Erde entgegen, wo sie jeden Moment aufschlagen würden. Das Schütteln wurde immer heftiger, der Lärm lauter, doch Glass bekam es kaum mit. Sie spürte nur vage, wie die Gurte in ihren Brustkorb schnitten, während sie ruckartig von links nach rechts geschleudert wurde. Doch der Schmerz in ihrem Innern war weit schlimmer.

Wenn überhaupt, hatte sie sich Trauer immer als eine Art Gewicht vorgestellt, das auf einem lastete. Aber die alte Glass hatte sich kaum mit Schmerz beschäftigt. Das hatte sich erst mit dem Tod der Mutter ihres besten Freundes Wells geändert, als sie ihn, wie von einem unsichtbaren, tonnenschweren Gewicht gebeugt, durch die Flure des Schiffs schlurfen sah. Doch

Glass spürte keine Last. Sie fühlte sich leer und ausgehöhlt, als hätte irgendetwas alle Gefühle aus ihrem Körper gesaugt. Das Einzige, was sie daran erinnerte, dass sie noch lebte, war die tröstende Berührung von Lukes Hand.

Überall um sie herum waren Menschen, jeder Sitz war besetzt, auf jedem freien Quadratzentimeter der Kabine drängten sich im Stehen Männer, Frauen und Kinder zusammen und stützten sich gegenseitig, obwohl sowieso niemand umfallen konnte – dafür war der Transporter viel zu voll. Wie ein großes Knäuel aus Fleisch und Tränen ruckten die Körper der Passagiere unter den heftigen Erschütterungen hin und her. Einige flüsterten die Namen derer, die sie zurückgelassen hatten, andere schüttelten nur stumm den Kopf, als wollten sie nicht wahrhaben, wie viele geliebte Menschen sie nie wiedersehen würden.

Der Einzige, der vollkommen ruhig wirkte, war der Mann rechts neben Glass: Vizekanzler Rhodes. Er starrte stur geradeaus, als bemerke er die verzweifelten Gesichter um ihn herum nicht einmal. Oder als seien sie ihm egal.

Einen Moment lang loderte Wut in ihr auf. Wells' Vater, der Kanzler, hätte alles getan, um die panischen Passagiere zu beruhigen. Außerdem hätte er niemals einen Platz auf dem letzten Transporter angenommen. Doch Glass stand es kaum zu, Rhodes für sein Verhalten zu verurteilen: Wenn er sie und ihre Mutter nicht mitgenommen hätte, als er sich mit Gewalt einen Platz auf dem Transporter erzwang, wäre Glass gar nicht hier.

Ein gewaltiger Ruck schleuderte sie gegen die Rückenlehne, der Transporter wurde zur Seite gerissen, dann kippte die Nase im 45-Grad-Winkel nach unten, um sich schon im

nächsten Moment schlagartig wieder aufzurichten. Glass' Magen machte einen Satz, das Brüllen eines Kindes übertönte das allgemeine entsetzte Aufkeuchen. Die Hülle des Transporters begann sich an mehreren Stellen nach innen zu biegen, als hätte ein Riese ihn mit der Faust gepackt. Mehrere Leute schrien, dann zerriss ein hochfrequentes Kreischen die Luft und wurde immer lauter, bis Glass die anderen Passagiere nicht mehr hören konnte und glaubte, ihre Trommelfelle müssten jeden Moment platzen.

Sie erwiderte den Druck von Lukes Hand, krallte sich in ihrem Sitz fest und wartete darauf, dass die Angst einsetzte. Doch das passierte nicht. Die Ereignisse der letzten Tage hatten sie emotional taub gemacht. Zu sehen, wie der Kolonie, ihrem Zuhause, der Sauerstoff ausging, war schrecklich gewesen. Der illegale Raumpaziergang von der *Walden* zur *Phoenix*, auf der es noch genug Atemluft gab, war verrückt und gefährlich gewesen, doch sie hatten es geschafft. Sie hatten überlebt und waren nun auf dem Transporter. Doch jetzt, da die Landung kurz bevorstand, war ihr die Erde plötzlich vollkommen egal. Sie wollte lieber hier und jetzt sterben, als jeden Morgen aufzuwachen und sich daran erinnern zu müssen, dass ihre Mutter nicht mehr lebte.

Glass drehte den Kopf zur Seite und sah Luke stur geradeaus schauen. Sein Gesicht war eine steinerne Maske der Entschlossenheit. Versuchte er, ihr damit Sicherheit zu geben? Oder hatte er in seiner Offiziersausbildung gelernt, auch unter extremer Anspannung so ruhig zu bleiben? Luke hatte etwas Besseres verdient. Sollte das jetzt wirklich das Ende sein, nach allem, was sie gemeinsam durchgemacht hatten? Waren sie dem sicheren Tod in der Kolonie entronnen, nur

um jetzt auf noch grausamere Weise zu sterben? Die Menschheit hätte frühestens in hundert Jahren auf die Erde zurückkehren sollen, erst dann wäre die Strahlung nach der Stunde Null ausreichend zurückgegangen, hatten die Wissenschaftler gesagt. Ihre Heimkehr war verfrüht, eine verzweifelte Flucht ins Ungewisse.

Glass schaute durch eins der Fenster nach draußen und sah nichts als Grau: Sie befanden sich mitten in einer Wolke. Glass bewunderte die eigenartige Schönheit dieses Anblicks, als das Fenster mit einem lauten Knall platzte. Heiße Glassplitter und Metallfetzen schossen durch die Kabine, Flammen züngelten durch den leeren Rahmen herein. Die, die den Fenstern am nächsten waren, versuchten verzweifelt, sich wegzuducken, aber in der Enge konnten sie nirgendwohin. Sie taumelten rückwärts oder zur Seite, stürzten und rissen andere mit zu Boden. Rauch von versengtem Metall brannte in Glass' Nase. Als dann auch noch der charakteristische Geruch von verbranntem Fleisch hinzukam, musste sie würgen.

Glass zwang sich, Luke wieder anzusehen. Einen Moment lang verstummten das Wimmern der Verletzten und das Kreischen des Metalls, selbst der Anblick ihrer toten Mutter war vergessen. Das Einzige, was sie jetzt noch wahrnahm, war Lukes wunderschönes Gesicht. Monatelang hatte Glass es sich Nacht für Nacht in der engen Arrestzelle vorgestellt, während sie auf die für ihren achtzehnten Geburtstag festgesetzte Hinrichtung wartete.

Ein weiteres lautes Kreischen holte sie zurück in die Gegenwart. Wie eine Nadel bohrte sich das Geräusch in ihren Schädel, durchzuckte ihre Knochen und drehte ihr den Magen um. Glass biss die Zähne zusammen und musste hilflos zu-

sehen, wie das Dach des Transporters weggerissen wurde, als wäre es aus Papier.

Sie zwang ihren Blick zurück zu Luke. Er hatte die Augen geschlossen und hielt ihre Hand jetzt noch fester umklammert. »Ich liebe dich«, sagte sie, doch ihre Worte gingen in dem Inferno einfach unter. Dann schlug der Transporter mit einem lauten Knall auf, und alles wurde schwarz.

In der Entfernung hörte Glass leises, kehliges Stöhnen. Sie versuchte, die Augen zu öffnen, aber jede noch so kleine Anstrengung machte sie schwindlig. Schließlich gab sie es auf und sank wieder zurück in die Dunkelheit. Glass wusste nicht, ob wenige Momente oder Stunden vergangen waren, als sie erneut versuchte, sich aus der Umklammerung der tröstenden, stillen Schwärze zu befreien. Sie fuhr hoch, alles um sie herum drehte sich, und einen kurzen, süßen Moment lang hatte sie keine Ahnung, wo sie war.

Fremdartige Gerüche überfluteten ihre Sinne. Sie hätte nicht gedacht, dass man so viele Dinge gleichzeitig riechen konnte. Einer der Düfte kam ihr vage bekannt vor. Es roch genau wie auf den Solarfeldern, auf denen sie sich immer mit Luke getroffen hatte, doch der Geruch war hundertmal stärker, süßlich wie Parfüm, aber viel tiefer und reichhaltiger. Jeder Atemzug war eine neue Herausforderung für Glass' Gehirn, das versuchte, all die neuen Reize zu verarbeiten: Süße, dann Gewürzduft, vermischt mit etwas Metallischem, und schließlich ein Geruch, den sie identifizieren konnte – Blut.

Glass riss die Augen auf. Alles um sie herum war dunkel, und der Raum, in dem sie sich befand, schien so groß, dass

sie die Wände nicht einmal erahnen konnte. Die Decke war durchsichtig, Sterne funkelten darüber, so blass, als wären sie unendlich weit weg. Ganz langsam setzte ihr Gehirn das Puzzle zusammen, und als das Bild endlich einen Sinn ergab, trat Ehrfurcht an die Stelle ihrer anfänglichen Verwirrung. Was Glass da vor sich sah, war der Himmel – der *echte* Himmel, wie er von der Erde aussehen musste –, und sie war am Leben! Doch es blieben ihr nur wenige Sekunden, um das Wunder zu genießen, da drängte sich schon der nächste Gedanke in ihr Bewusstsein und ließ ihr kalten Angstschweiß auf die Stirn treten: Wo war Luke? Schlagartig richtete sie sich auf.

»Luke!« Glass kämpfte den Schmerz und die Übelkeit nieder und blickte sich panisch um, betete, irgendwo zwischen all den Schatten Lukes vertraute Silhouette zu entdecken. »Luke!« Doch die Schreie und Schmerzenslaute um sie herum übertönten Glass' Rufe.

Warum macht niemand das verdammte Licht an?, fragte sie sich wütend, da fiel es ihr wieder ein: Sie war auf der Erde, und es war Nacht. Die Sterne waren nicht mehr als ein blasses Schimmern am Himmel, der Mond schien gerade hell genug, dass sie erkennen konnte, dass all die taumelnden und stöhnenden Gestalten gemeinsam mit ihr auf dem Transporter gewesen waren. Das musste ein Albtraum sein. Dies war nicht die Erde, die Glass sich vorgestellt hatte. Dies war nicht der Ort, für den sie alles aufs Spiel gesetzt hatte. Sie rief noch einmal nach Luke, aber es kam keine Antwort.

Sie musste ihn suchen gehen, aber ihre Muskeln schienen nicht gehorchen zu wollen. Ihr Körper fühlte sich eigenartig schwer an, als hätte jemand eine unsichtbare Bleidecke über

sie gebreitet. Die Gravitation auf der Erde war anders als in der Kolonie, rauer. Oder war sie verletzt? Glass streckte die Arme aus, befühlte ihre Oberschenkel und unterdrückte einen Schrei: Ihre Beine waren klatschnass. Blutete sie etwa? Glass begann zu zittern und senkte ganz langsam den Blick: Ihre Hose war zerrissen, und ihre Beine waren übel verschrammt, aber sie schien keine offenen Wunden zu haben. Ganz vorsichtig streckte sie die Arme noch weiter, tastete nach dem Boden und schnappte unwillkürlich nach Luft, als sie ihn nicht finden konnte: Sie stand mitten in einer Wasserfläche, die sich fast bis zum Horizont erstreckte, wo sie vage die Umrisse von Bäumen erkannte.

Glass blinzelte und wartete darauf, dass sie etwas entdeckte, das irgendeinen Sinn ergab, aber das Bild veränderte sich nicht. *See*. Das Wort tauchte einfach so in ihrem Geist auf. Sie saß am Rand – dem *Ufer* – eines Sees auf der Erde. Die Erkenntnis fühlte sich genauso unwirklich an wie die Szene um sie herum. Egal in welche Richtung sie schaute, überall lagen reglose Körper, die Glieder grotesk verrenkt. Verwundete riefen flehend um Hilfe. Dazwischen lagen die noch schwelenden Transporter, die Rumpfe aufgerissen und zerfetzt. Überlebende durchsuchten die Trümmer und bargen unzählige Leichen. Aber wer hatte Glass ins Freie getragen? Wenn es Luke gewesen war, wo war er dann jetzt?

Glass kam zittrig auf die Beine. Sie drückte die Knie durch, damit sie nicht gleich wieder einknickten, und streckte die Arme seitlich weg, um das Gleichgewicht zu halten. Das Wasser war eisig, die Kälte kroch bereits in ihren Körper. Glass nahm einen tiefen Atemzug und spürte, wie ihre Gedanken etwas klarer wurden, während ihre Knie immer heftiger zu

zittern begannen. Sie wagte ein paar unsichere Schritte und stieß sich sofort die Zehen an den Steinen auf dem Grund des Sees. Als sie nach unten blickte, sog sie scharf die Luft ein: Das Wasser schimmerte rötlich im fahlen Mondlicht. War das eine Auswirkung der Strahlung? Hatte sie die Farbe der Gewässer verändert, oder waren sie in der Gegend, in der sie sich befanden, vielleicht schon immer rot gewesen? Die Geografiestunden in der Kolonie hatten sie nie sonderlich interessiert, was Glass nun von Sekunde zu Sekunde mehr bereute.

Ein Schmerzensschrei gleich neben ihr riss sie aus ihren Gedanken. Glass sah eine Gestalt seltsam verkrümmt am Boden liegen, und plötzlich wusste sie es: Die Farbe kam nicht von der Strahlung oder irgendeiner anderen Nachwirkung der Stunde Null, sondern von Blut.

Glass erschauerte und schleppte sich zu der Frau, die gerufen hatte. Sie war Richtung Ufer gerobbt und dort mit den Beinen noch halb im Wasser liegen geblieben. Glass beugte sich nach unten und berührte ihre Hand. »Keine Sorge, es wird alles gut«, sagte sie und hoffte, dass die Verletzte den Zweifel in ihrer Stimme nicht bemerkte.

Die Augen der Frau waren weit aufgerissen vor Schmerz und Angst. »Hast du Thomas gesehen?«, röchelte sie.

»Thomas?«, wiederholte Glass und ließ den Blick über die Trümmer und Leichen um sie herum schweifen. Sie musste Luke finden. Die Vorstellung, ihn hier irgendwo liegen zu sehen, verletzt und hilflos, war sogar noch beängstigender als die Tatsache, überhaupt hier zu sein.

»Thomas, meinen Sohn«, sagte die Frau und verstärkte den Griff um Glass' Hand derart, dass ihre Fingernägel in ihre Haut schnitten. »Er war auf einem der anderen Transporter.

Meine Nachbarin ...« Einen Moment lang konnte die Frau vor Schmerzen nicht weitersprechen. »Sie hat versprochen, sich um ihn zu kümmern.«

»Wir werden ihn finden«, sagte Glass und hoffte, dass der erste Satz, den sie auf Erden gesprochen hatte, sich nicht als Lüge herausstellen würde. Sie dachte an das Chaos in der Kolonie, dem sie gerade noch entronnen war, an all die Menschen auf dem Startdeck, die panisch versuchten, es irgendwie auf einen der Transporter zu schaffen. An die verzweifelten Eltern, die im Gedränge von ihren Kindern getrennt worden waren, die unterdessen mit bebenden Lippen und unter massivem Schock nach ihrer Familie Ausschau hielten und sie doch nie wiederfinden würden ...

Glass konnte sich erst wieder von der Frau trennen, als diese, von neuerlichem Schmerz gepackt, ihre Hand losließ. »Ich werde ihn suchen gehen«, sagte sie mit dünner Stimme und machte zögernd einen Schritt zurück. »Wir werden ihn finden.«

Das Schuldgefühl, das in ihr aufstieg, war so stark, dass Glass beinahe wieder kehrngemacht hätte. Doch sie musste weiter. Sie konnte das Leid dieser Frau nicht lindern. Sie war weder Ärztin wie Wells' Freundin Clarke, noch wusste sie, wie sie die Frau trösten sollte. Wells oder Luke hätten es gewusst, aber nicht sie. Es gab nur einen Menschen auf diesem Planeten, dem sie jetzt helfen konnte, und sie musste ihn finden, bevor es zu spät war.

»Es tut mir leid«, flüsterte Glass und drehte sich noch einmal zu der mit schmerzverzerrtem Gesicht daliegenden Frau um. »Ich komme zurück, aber zuerst muss ich ... jemanden finden.«

Die Frau nickte mit zusammengebissenen Zähnen, Tränen quollen aus ihren Augen, dann schloss sie die Lider.

Glass riss sich von dem Anblick los und begann ihre Suche, versuchte, in der Dunkelheit irgendetwas zu erkennen, woran sie sich orientieren konnte. Aber der Rauch, ihr Schwindelgefühl und der Schock, plötzlich auf der Erde zu sein, ließen sie keinen klaren Gedanken fassen. Überall lagen schwelende Trümmer. Die dahinter am Ufer aufragenden Bäume sahen imposant aus, doch Glass würdigte sie kaum eines Blickes. Wozu waren Bäume oder sogar Blumen gut, wenn Luke nicht bei ihr war?

Ihr Blick sprang von einem verwirrten Überlebenden zum nächsten. Ein alter Mann saß auf einem der Wrackteile, den Kopf in die Hände gestützt. Ein Junge mit blutverschmiertem Gesicht stand mutterseelenallein nur wenige Meter von einem Knäuel knisternder und Funken sprühender Drähte entfernt. Sich der Gefahr nicht im Geringsten bewusst schaute er hinauf in den Himmel, als suche er nach einem Weg, nach Hause zurückzukehren. Überall um die beiden herum lagen Tote. Die Lippen wie zu einem letzten schmerzverzerrten Abschiedsgruß verzogen, die Augen, die den Himmel, für dessen Anblick sie alles riskiert hatten, nie sehen würden, für immer geschlossen. Wahrscheinlich wären sie besser dran gewesen, wenn sie in der Kolonie geblieben und im Kreis von Freunden und Familie ihr Leben ausgehaucht hätten, statt hier einsam zu sterben.

Immer noch auf wackeligen Beinen stapfte Glass zur nächstbesten regungslos am Boden liegenden Gestalt und betete, dass es nicht Luke war. Doch die Nase war zu breit, die Locken zu dunkel, und Glass seufzte vor bitter-süßer Erleich-

terung. Voller Angst und Hoffnung ging sie weiter zur nächsten Leiche, dann zur nächsten. Mit angehaltenem Atem wuchtete sie Trümmer von den Toten, drehte die auf dem Bauch liegenden herum und atmete jedes Mal auf, wenn sie das Gesicht nicht erkannte. Vielleicht war Luke doch noch am Leben.

»Alles in Ordnung?«

Glass hob erschrocken den Kopf und sah einen Mann mit einer langen Schnittwunde über dem linken Auge. Er musterte sie besorgt.

»Ja«, antwortete sie wie ein Roboter. »Alles gut.«

»Sicher? Du siehst aus, als hättest du einen Schock.«

»Nein, mir geht's gut. Ich suche nur ...« Glass konnte diese Mischung aus Angst und Hoffnung in ihrem Innern nicht in Worte fassen und verstummte.

Der Fremde nickte. »Gut. Ich habe hier schon überall nachgesehen. Falls du doch noch weitere Überlebende entdecken solltest, ruf einfach. Wir sammeln die Verletzten da drüben.«

Er deutete in die Dunkelheit, und Glass konnte die vagen Silhouetten der Helfer ausmachen, die die Wunden der am Boden Liegenden versorgten. »Dort drüben liegt eine Frau am Ufer. Ich glaube, sie kann nicht gehen«, sagte sie schließlich.

»Okay, danke. Wir werden sie gleich holen.« Der Fremde gab jemandem, den Glass nicht sehen konnte, ein Zeichen, dann lief er humpelnd weiter.

Glass wollte ihm hinterherrufen, lieber zuerst nach ihrem vermissten Sohn zu suchen. Sie hatte das Gefühl, dass die Frau eher dort am Ufer verbluten würde, als ihr neues Leben auf der Erde ohne Thomas zu beginnen, doch der Fremde war bereits verschwunden.

Glass atmete einmal tief durch, dann versuchte sie weiterzugehen, doch es war, als hätte jemand die Nervenverbindung zu ihren Beinen gekappt. Wenn Luke noch lebte, hätte er sie dann nicht längst gefunden? Dass sie seine tiefe Stimme noch nicht nach ihr rufen gehört hatte, konnte bestenfalls bedeuten, dass er verletzt oder bewusstlos war. Und im schlimmsten Fall ... Glass wollte die düsteren Gedanken niederringen, aber genauso gut hätte sie versuchen können, ihren eigenen Schatten zu verscheuchen. Die Dunkelheit in ihr wollte einfach nicht weichen. Die Vorstellung, Luke so kurz nach ihrem Wiedersehen für immer zu verlieren, war unerträglich. Sie würde den Abschied nicht noch einmal ertragen, nicht nachdem sie auch schon ihre Mutter verloren hatte. Niemals.

Glass unterdrückte ein Schluchzen und stellte sich auf die Zehenspitzen. Die Überlebenden hatten sich aus brennenden Wrackteilen improvisierte Fackeln gebastelt, die zumindest etwas Licht spendeten, doch die flackernden Schatten überall machten den Anblick auch nicht erträglicher, im Gegenteil: Die Wunden und angstverzerrten Gesichter der Leichen waren nur umso deutlicher zu erkennen.

Glass ging weiter. Sie war jetzt so nahe an der Baumlinie, dass sie die Rinde erkennen konnte, die knorrigen Äste und Blätter. In ihrem ganzen Leben hatte sie nur einen einzigen Baum gesehen, der Anblick von so vielen auf einmal war überwältigend. Als wäre sie auf dem Schiff um eine Ecke gebogen und einer Gruppe von tot geglaubten Freunden in die Arme gelaufen. Ein außergewöhnlich großer Baum hatte es ihr besonders angetan. Glass ging näher heran und blieb schlagartig stehen: Ein Junge mit blonden Locken lehnte

mit dem Rücken am Stamm. Er trug die Uniform eines Gardisten.

»Luke!« Glass brüllte aus vollem Hals und humpelte los. Als sie fast bei ihm war, merkte sie, dass Lukes Augen geschlossen waren. Entweder war er bewusstlos oder ...

»Luke!«, schrie sie noch einmal, bevor sie den Gedanken zu Ende führen konnte. Ihre Glieder fühlten sich taub an, gleichzeitig prickelten sie, als stünden sie unter Strom. Sie versuchte, schneller zu laufen, doch der Boden schien sie festzuhalten. Viel zu langsam legte sie Meter um Meter zurück, doch sie war ganz sicher, dass es sich um Luke handelte. Deutlich sah sie sein Gesicht und die Schultern, die sich unmerklich im Rhythmus der Atmung hoben und senkten. *Er lebt noch!*

Als sie ihn endlich erreicht hatte, musste sie sich beherrschen, sich nicht mit einer wilden Umarmung auf ihn zu stürzen. Stattdessen sank sie neben ihm auf die Knie. Sie durfte seine Verletzungen nicht noch schlimmer machen, als sie waren. »Luke«, flüsterte sie. »Kannst du mich hören?«

Sein Gesicht war blass, auf der Stirn hatte er eine tiefe Platzwunde, Blut strömte über seine Nase. Glass zog den Ärmel ihres Pullovers über die Handfläche und presste ihn auf den Schnitt. Luke stöhnte leise, bewegte sich aber nicht. Glass drückte noch etwas fester, in der Hoffnung, sie könnte die Blutung stillen, dann musterte sie den Rest seines Körpers. Das linke Handgelenk war blau und geschwollen, ansonsten schien Luke unverletzt. Tränen der Dankbarkeit und Erleichterung stiegen ihr in die Augen, und Glass hielt sie nicht zurück.

Nach ein paar Minuten nahm sie ihre Hand von Lukes

Stirn und inspizierte die Wunde. Die Blutung schien tatsächlich aufgehört zu haben. Glass legte ihm eine Hand auf die Brust. »Luke«, sagte sie und strich ihm sanft über die Schulter. »Luke, ich bin's. Wach auf.«

Als Luke sich endlich bewegte, entfuhr Glass ein Laut, der halb Lachen und halb Schluchzen war.

Luke stöhnte und öffnete für einen Moment die Augen.

»Wach auf, Luke«, wiederholte sie und beugte sich ganz nahe an sein Ohr, wie sie es immer getan hatte, wenn er drohte, den Beginn der Frühschicht zu verschlafen. »Sonst kommst du noch zu spät«, fügte sie mit einem kleinen Lächeln hinzu.

Ganz langsam öffnete er die Lider, die Augen starr auf Glass gerichtet. Er versuchte, etwas zu sagen, aber kein Laut kam über seine Lippen. Schließlich erwiderte er ihr Lächeln.

»Hey ...« Glass seufzte und spürte, wie Angst und Sorge ein wenig nachließen. »Alles ist gut. Du bist nicht schlimm verletzt, Luke. Wir haben's geschafft. Willkommen auf der Erde.«

2

Wells

»Du siehst müde aus«, sagte Sasha und neigte den Kopf zur Seite, sodass ihr das lange schwarze Haar über die Schulter fiel. »Warum legst du dich nicht einfach schlafen?«

»Ich bleibe lieber hier bei dir.« Wells versuchte, sein Gähnen wie ein Grinsen aussehen zu lassen. Es war nicht schwer: Jedes Mal, wenn er Sasha sah, gab es etwas, das ihn unwillkürlich lächeln ließ. Die Art, wie ihre grünen Augen im Schein des Lagerfeuers leuchteten, oder die vielen Sommersprossen auf ihren hohen Wangenknochen faszinierten ihn genauso sehr, wie Sasha der Anblick der Sterne faszinierte. Auch jetzt schaute sie wieder zu ihnen hinauf, den Mund staunend geöffnet.

»Ich kann nicht fassen, dass du da oben warst«, sagte sie leise und wandte sich Wells zu. »Vermisst du es nicht? Die Sterne überall um dich herum?«

»Hier unten ist alles sogar noch viel schöner.« Er legte Sasha einen Finger auf die Wange und bewegte ihn sanft von Som-

mersprosse zu Sommersprosse. »Ich könnte die ganze Nacht lang dein Gesicht anschauen. Beim Großen Wagen konnte ich das nie.«

»Ich glaube kaum, dass du länger als fünf Minuten durchhalten würdest. Du kannst ja kaum die Augen offen halten.«

»Es war ein langer Tag.«

Sasha hob eine Augenbraue, und Wells lächelte. Seine Worte waren eine krasse Untertreibung, und das wussten sie beide. Vor ein paar Stunden war Wells aus dem Lager verbannt worden, weil er der von den Hundert gefangen genommenen Sasha zur Flucht verholfen hatte. Kurz darauf war er Clarke und Bellamy in die Arme gelaufen, die gerade Bellamys Schwester Octavia gerettet und damit bewiesen hatten, dass Sashas Stamm, die Erdgeborenen, doch nicht der Feind waren, für den alle sie gehalten hatten. Das allein war schwierig genug zu erklären gewesen, denn die meisten misstrauten Sasha immer noch, doch es war längst noch nicht alles: Noch am selben Abend fanden Wells, der Sohn des Kanzlers, der hochprivilegiert auf der *Phoenix* aufgewachsen war, und Bellamy, das Waisenkind, das sich auf der *Walden* allein hatte durchschlagen müssen, heraus, dass sie Halbbrüder waren.

Es war viel zu viel. Wells konnte es gar nicht alles auf einmal verarbeiten. Seine stärksten Gefühle waren Glück und Erleichterung, doch Schock und Verwirrung ließen einfach nicht zu, dass er die volle Tragweite der jüngsten Entwicklungen begriff. Der ständige Schlafentzug während der letzten Wochen kam erschwerend hinzu. Wells war mehr oder weniger unfreiwillig zum Anführer der Hundert aufgestiegen. Er war nicht scharf darauf gewesen, aber seine Offiziersausbil-

dung und die Faszination, die er schon als Kind für die Erde verspürt hatte, waren die ideale Vorbereitung auf diese Aufgabe gewesen. Wells war froh, etwas tun zu können. Und er war dankbar für das Vertrauen, das die anderen ihm entgegenbrachten. Trotzdem war es nicht einfach, mit der enormen Verantwortung zurechtzukommen.

»Vielleicht lege ich mich eine Minute hin«, sagte er schließlich, stützte einen Ellbogen auf den Boden und streckte sich dann aus, den Kopf auf Sashas Schoß gebettet. Sie saßen zwar ein Stück abseits von den anderen, aber das Prasseln des Lagerfeuers war nicht laut genug, um die Streite zu überhören, die auch an diesem Abend überall im Lager ausbrachen. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sich jemand bei Wells beschweren würde, dass jemand ihm den Schlafplatz weggenommen hatte. Oder die anderen waren sich mal wieder uneinig, wer als Nächstes mit Wasserholen dran war, oder sie fragten, was sie mit den Überbleibseln der heutigen Jagdbeute anfangen sollten.

Sasha fuhr ihm mit den Fingern durchs Haar, und Wells seufzte. Einen Moment lang vergaß er alles andere, spürte nur noch die Wärme ihrer Haut und schmiegte sich an sie. Er vergaß die entsetzlichen Tage, die hinter ihnen lagen, all die Gewalt und den Anblick der toten Priya. Vergaß seinen Vater, der angeschossen worden war, als Bellamy mit seiner Schwester auf den Transporter stürmte. Vergaß das Feuer, das das erste Lager vernichtet und Clarkes Freundin Thalia getötet hatte. Thalias tragischer Tod hatte die letzten zarten Bande zwischen ihm und Clarke für immer zerrissen. Vielleicht konnte er mit Sasha die ganze Nacht hier draußen auf der Lichtung verbringen. Es war die einzige Möglichkeit, ein paar Stunden allein

mit ihr zu sein. Wells lächelte innerlich und spürte, wie der Schlaf immer näher kam.

»Was in aller Welt ...?« Sasha hörte plötzlich auf, ihn zu streicheln. Ihre Stimme klang seltsam belegt.

»Was ist los?«, fragte Wells und riss die Augen auf. »Ist was passiert?« Er setzte sich auf und ließ den Blick über die Lichtung schweifen. Die meisten saßen in kleinen Gruppen um das Feuer herum und sprachen leise miteinander. Es klang wie ein beruhigendes Summen. Doch dann sah er Clarke. Obwohl sie sich eng an Bellamy gekuschelt hatte, wusste er sofort, dass etwas nicht stimmte. Mittlerweile hatte er seine intensiven Gefühle für sie so weit im Griff, dass er tatsächlich so etwas wie Freundschaft für sie verspürte, und er konnte ihre Mimik immer noch lesen wie ein offenes Buch – die konzentriert gespitzten Lippen, das Blitzen in ihren Augen, wenn sie von etwas erzählte, das sie aufrichtig faszinierte wie Taxonomie oder theoretische Physik.

Clarkes Stirn lag in tiefen Falten, den Kopf hatte sie weit in den Nacken gelegt, als führe sie gerade eine Flugbahnberechnung durch. Auch Bellamy starrte mit versteinertem Gesicht nach oben und flüsterte Clarke etwas ins Ohr. Eine intime Geste, die Wells früher den Magen umgedreht hätte, doch jetzt erfüllte ihn der Anblick lediglich mit aufrichtiger Sorge.

Wells schaute in den Himmel, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken. Nur Sterne, so weit das Auge reichte. Aber auch Sasha starrte weiter nach oben. »Was ist?«, fragte er noch einmal und legte ihr eine Hand auf den Rücken.

»Da«, antwortete Sasha mit gepresster Stimme. Sie kannte den Nachthimmel mindestens so gut wie er. Als Erdgeborene hatte sie den Anblick ihr Leben lang studiert, genau wie Wells

den Anblick der Erde. Er folgte der Richtung, in die sie deutete, da sah auch er es: Etwa auf Höhe der Krankenhütte bewegte sich weit über dem Horizont ein Licht. In einem großen Bogen raste es auf die Erde zu und kam schnell näher. Gleich dahinter war noch eins, und schließlich entdeckte Wells noch zwei weitere. Es sah aus wie ein Meteoritenschauer, der jeden Moment direkt über dem Lager niedergehen würde.

Wells sog scharf die Luft ein und setzte sich ruckartig auf. »Die Transporter«, keuchte er. »Sie kommen, alle.« Als er Sasha einen Arm um die Schulter legte, spürte er, dass sie am ganzen Körper stocksteif war.

»Glaubst du ... Glaubst du, dein Vater ist auch dabei?«, fragte Sasha und bemühte sich, einen Anflug von Hoffnung in ihre Stimme zu legen. Ihre Leute hatten sich mittlerweile an den Gedanken gewöhnt, ihre Heimat mit hundert verbannten Jugendlichen zu teilen, aber die Aussicht, dass nun auch der Rest der Koloniebewohner auf dem Weg hierher war, war etwas ganz anderes.

Wells erwiderte nichts, während Hoffnung und Angst in ihm um die Vorherrschaft rangen. Es war durchaus möglich, dass sein Vater sich von der Schussverletzung erholt hatte und nun zur Erde kam. Genauso gut konnte er nach wie vor auf der Krankenstation um sein Leben kämpfen, oder ... seine Leiche schwebte bereits im All der Unendlichkeit zwischen den Sternen entgegen. Wie würde er reagieren, wenn sein Vater nicht dabei war? Wie sollte er weiterleben mit der Gewissheit, dass der Kanzler ihm nie verzeihen würde, was er in der Kolonie getan hatte?

Wells riss sich von dem Schauspiel los und musterte die Gesichter der anderen am Lagerfeuer. Als Clarke den Kopf

drehte, begegneten sich ihre Blicke. Keiner der beiden sagte ein Wort – Clarke wusste auch so, welches Wechselbad von Gefühlen Wells in diesem Moment durchmachte. Sie wusste, was er zu gewinnen, aber auch zu verlieren hatte, wenn die Türen der Transporter sich öffneten.

»Er wird unglaublich stolz auf dich sein«, sagte Sasha und drückte Wells' Hand.

Wells spürte, wie sich trotz aller Anspannung ein Lächeln auf sein Gesicht schlich. Sasha verstand ihn. Obwohl sie seinen Vater nicht kannte und nicht wusste, wie kompliziert das Verhältnis zwischen ihm und Wells war, wusste sie, was es bedeutete, wenn der eigene Vater Verantwortung für so viele Menschen zu tragen hatte – oder, wie in Wells' Fall, verantwortlich für die letzten Überlebenden der Menschheit war. Sashas Vater war der Anführer der Erdgeborenen, so wie Wells' Vater Anführer der Kolonie war. Sie wusste, dass eine solche Verantwortung nicht nur eine große Ehre war, sondern auch ebenso große Opfer erforderte.

Wells musterte die ausgezehrten Gesichter der knapp hundert überlebenden Jugendlichen rings um das Lagerfeuer. Normalerweise überfiel ihn in solchen Momenten immer die Sorge, wie viel Proviant und Medikamente sie noch hatten, aber jetzt spürte er nur Erleichterung. Erleichterung und Stolz. Sie hatten es geschafft. Im Angesicht all der Gefahren hatten sie überlebt, und jetzt war endlich Hilfe unterwegs. Selbst wenn sein Vater nicht auf einem der Transporter war, würden sie bestimmt ausreichend Essensrationen, Werkzeuge und medizinische Ausrüstung mitbringen – lauter Dinge, die sie brauchten, um den heraufziehenden Winter und alles, was danach kommen würde, zu überstehen.

Er konnte es kaum erwarten, die Gesichter der Neuankömmlinge zu sehen, zu sehen, wie sie alles bestaunten, was die Hundert hier erreicht hatten. Natürlich hatten sie Fehler gemacht und schreckliche Verluste erlitten – Asher und Priya, um ein Haar auch Octavia –, aber sie hatten auch Großes geleistet.

Wells drehte den Kopf und merkte, wie Sasha ihn besorgt musterte. Er grinste sie an, und noch bevor sie reagieren konnte, vergrub er die Finger in ihrem glänzenden Haar und küsste sie. Im ersten Moment schien Sasha überrascht, dann entspannte sie sich und erwiderte den Kuss.

Wells legte einen Moment lang seine Stirn auf ihre und sammelte seine Gedanken, dann stand er auf. Es war Zeit, es den anderen zu sagen, doch zuvor bat er Clarke mit einem stummen Blick um Zustimmung.

Clarke presste die Lippen aufeinander, tauschte ein paar kurze Worte mit Bellamy aus, dann nickte sie.

Wells räusperte sich. Ein paar der Hundert blickten auf, aber längst nicht alle. »Könnt ihr mich hören?«, fragte er mit lauter Stimme über das allgemeine Gemurmel und das Prasseln der Flammen hinweg.

Graham, der nur ein paar Meter entfernt saß, tauschte mit einem seiner Freunde von der *Arcadia* einen verächtlichen Blick aus. Kurz nach ihrer Ankunft hatte Graham sich zum Anführer einer Anti-Wells-Fraktion aufgeschwungen und nichts unversucht gelassen, um die anderen davon zu überzeugen, dass Wells sie nur im Auftrag seines Vaters ausspionieren wollte. Mittlerweile standen die meisten zwar auf Wells' Seite, aber Graham hatte immer noch beträchtlichen Einfluss. Einige der Hundert fürchteten ihn nach wie vor mehr, als sie Wells vertrauten.

Lila, eine hübsche Waldenerin, die Graham hofierte, wann immer sie konnte, flüsterte ihm etwas zu. Auf Grahams Erwiderung hin kicherte sie sich halb tot.

»Könntet ihr vielleicht den Mund halten?«, fauchte Octavia und warf den beiden einen vernichtenden Blick zu. »Wells möchte uns etwas sagen.«

Lila funkelte Octavia an und murmelte etwas, Graham grinste nur amüsiert. Vielleicht lag es daran, dass Octavia weniger Zeit im Lager verbracht hatte als die anderen, aber sie gehörte zu den wenigen, die sich nicht von Graham einschüchtern ließen.

»Was ist los, Wells?«, fragte Eric. Der groß gewachsene Arcadier mit dem ernstesten Gesicht hielt demonstrativ die Hand seines Freundes Felix, der sich erst vor Kurzem von einer mysteriösen Krankheit erholt hatte. Anfangs waren die beiden sehr zurückhaltend gewesen, was ihre Beziehung betraf, doch die Erleichterung über Felix' Genesung war so stark, dass Eric ihm kaum mehr von der Seite wich.

Wells lächelte. Bald würden die Sorgen über mysteriöse Krankheiten der Vergangenheit angehören: An Bord der Transporter waren mit Sicherheit nicht nur ausgebildete Ärzte, sondern auch Medikamente in Mengen, wie die Erde sie seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte.

»Wir haben es geschafft«, sagte Wells und konnte die Aufregung in seiner Stimme nicht verbergen. »Wir haben durchgehalten und bewiesen, dass Leben auf der Erde möglich ist, und jetzt sind die anderen hierher unterwegs.« Mit strahlender Miene deutete er in den Himmel.

Alle sprangen wie vom Blitz getroffen auf die Beine. Dutzende Gesichter drehten sich in die entsprechende Richtung,

Jubelrufe hallten über die Lichtung, aber auch ein paar Flüche. Die Lichtpunkte standen mittlerweile deutlich niedriger am Himmel und kamen immer näher.

»Meine Mutter, meine Mutter kommt!«, rief ein Mädchen namens Molly und hüpfte vergnügt umher. »Sie hat versprochen, dass sie gleich auf dem ersten Schiff sein wird.« Zwei Waldenerinnen fielen einander kreischend in die Arme. Antonio hingegen, der ebenfalls von der *Walden* kam und während der letzten Tage seltsam ruhig geworden war, murmelte nur leise vor sich hin: »Wir haben's geschafft ... Wir haben's geschafft ...«

»Wisst ihr noch, was mein Vater damals gesagt hat?«, rief Wells über den allgemeinen Tumult hinweg. »Unsere Vergehen: vergeben und vergessen. Von jetzt an sind wir wieder ganz normale Bürger.« Er überlegte kurz, dann fügte er hinzu: »Eigentlich stimmt das nicht ganz. Ihr seid keine normalen Bürger, ihr seid Helden!«

Es folgte begeisterter Applaus, der kurz darauf von einem ohrenbetäubenden Kreischen übertönt wurde. Das Geräusch klang, als würde der Himmel selbst schreien, und wurde schließlich so laut, dass alle auf der Lichtung sich die Ohren zuhalten mussten.

»Sie werden gleich landen!«, brüllte Felix.

»Wo?«, fragte ein Mädchen hastig, aber niemand wusste eine Antwort. Offensichtlich war nur, dass die Transporter immer noch viel zu schnell flogen, als würde die Steuerung versagen.

Wells beobachtete mit hilflosem Entsetzen, wie der erste praktisch direkt über ihre Köpfe hinwegjagte – so niedrig, dass der Flammenschweif die höchsten Baumkronen in Brand

zu stecken drohte. Wells fluchte. Falls der Wald Feuer fangen sollte, spielte es nicht die geringste Rolle, wer an Bord dieser Schiffe war, denn bis zum nächsten Morgen wären sie alle tot.

»Großartig«, kommentierte Bellamy so laut, dass alle es hörten. »Wir riskieren Kopf und Kragen, um zu beweisen, dass unser Heimatplanet wieder bewohnbar ist, und die haben nichts Besseres zu tun, als ihn abzufackeln.«

Sein Tonfall war sarkastisch wie immer, aber Wells ließ sich nicht täuschen: Bellamy hatte eindeutig Angst. Im Gegensatz zu den anderen hatte er sich gewaltsam einen Platz auf dem Transporter verschafft, und der Kanzler war bei dem Vorfall angeschossen worden. Ob die Amnestie auch für Bellamy galt, war fraglich. Ebenso gut war es möglich, dass die Gardisten Befehl hatten, ihn sofort zu erschießen.

Mittlerweile kamen auch die anderen Transporter herangerast, so niedrig, dass Wells die Aufschrift auf der Außenhülle entziffern konnte: Trillion Galactic, der Name der Firma, die sie vor Jahrhunderten gebaut hatte. Eins der Schiffe war in abenteuerlichem Winkel zur Seite geneigt. Wells stellte sich vor, wie die Passagiere hilflos in ihren Gurten hingen, da verschwand der Transporter hinter den Baumkronen außer Sicht.

Wells hielt den Atem an. Weniger als eine Sekunde später zuckte ein gleißender Blitz über den Himmel, gefolgt vom Widerschein lodender Flammen irgendwo tief im Wald. Die Aufschlagstelle musste mehrere Kilometer entfernt sein, und doch leuchtete der Brand so hell wie eine Sonneneruption. Dann erreichte sie der Knall, ein tiefes Donnern, das alles andere übertönte.

Noch bevor die Hundert begriffen hatten, was gerade passiert war, schlugen auch die anderen Transporter auf. Der

Boden unter ihren Füßen erzitterte so stark, dass Wells es bis in die Magengrube spürte. Ihre eigene Landung war auch nicht gerade sanft gewesen, es hatte sogar Tote gegeben, aber das hier?

Dann war der Lärm plötzlich vorbei. Stille senkte sich über die Lichtung. Die Flammen züngelten jetzt so hoch, dass sie selbst von hier aus zu sehen waren und die dunklen Rauchsäulen von unten hell erleuchteten. Wells fuhr herum und wandte sich wieder der Gruppe zu. In die Gesichter, die im Schein der Flammen orangefarben schimmerten, stand dieselbe Frage geschrieben, die auch er sich stellte: *Hat auch nur ein einziger der Passagiere überlebt?*

»Wir müssen zu ihnen«, brach Eric das entsetzte Schweigen.

»Aber wie sollen wir sie finden?«, fragte Molly zitternd.

Wells wusste, sie hasste den Wald, vor allem nachts. »Sieht so aus, als wären sie in der Nähe des Sees runtergekommen«, erwiderte er und rieb sich die Schläfen. »Vielleicht aber auch noch ein ganzes Stück weiter weg.« *Wenn sie nicht sowieso alle tot sind*, fügte er in Gedanken hinzu.

Als er sich wieder Richtung Wald drehte, sah er, dass die Flammen bereits niedriger geworden waren. »Am besten gehen wir sofort los, bevor das Feuer erlischt. Im Dunkeln finden wir sie niemals.«

»Wells«, flüsterte Sasha und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Vielleicht wartet ihr besser bis zum Morgengrauen. Der Wald ist nachts nicht sicher.«

Sasha hatte recht. Eine feindlich gesinnte Fraktion der Erdgeborenen, die sich von Sashas Vater losgesagt hatte, trieb zwischen Mount Weather und dem Lager der Hundert ihr

Unwesen. Sie waren es gewesen, die Octavia entführt und Asher und Priya getötet hatten. Wells zögerte, aber er konnte den Gedanken, die Verletzten und zweifellos unter Schock stehenden Überlebenden eine ganze Nacht lang einfach ihrem Schicksal zu überlassen, nicht ertragen.

»Wir werden nicht alle gehen«, sagte er schließlich laut. »Ich brauche nur ein paar Freiwillige. Wir nehmen Notfallausrüstung mit und bringen die Kolonisten hierher.« Er ließ den Blick über die Lichtung schweifen und verspürte unglaublichen Stolz auf das, was sie aus ihrem neuen Zuhause gemacht hatten.

Octavia trat unvermittelt vor. Sie war zwar erst vierzehn, aber sie nahm nie ein Blatt vor den Mund. »Ich sage, sie sollen allein ihren Weg hierher finden!«, rief sie mit trotziger nach vorn gerecktem Kinn. »Oder besser noch, sie bleiben, wo sie sind. Als sie uns hierher geschickt haben, haben sie uns praktisch zum Tod verurteilt. Warum sollten wir jetzt unser Leben für sie riskieren?«

Viele nickten, und Octavia warf ihrem Bruder einen kurzen Blick zu. Vielleicht suchte sie seine Zustimmung, aber Bellamys Miene blieb undurchdringlich.

»Das ist doch wohl nicht dein Ernst?«, fragte Felix mit entsetzter Stimme. Er war immer noch geschwächt, aber seiner Entschlossenheit tat das keinen Abbruch. »Solange auch nur der Hauch einer Chance besteht, dass meine Eltern auf einem dieser Transporter waren, muss ich sie finden. Und zwar noch heute Nacht.«

»Ich gehe mit ihm«, fügte Eric hinzu und legte Felix einen Arm um die Schulter.

Wells schaute Clarke und Bellamy fragend an. Clarke nickte,

dann nahm sie Bellamys Hand und stellte sich mit ihm neben Wells. »Ich werde ebenfalls gehen«, sagte sie leise. »Wahrscheinlich gibt es Verletzte, die meine Hilfe brauchen.«

Bellamy blieb stumm und starrte hinaus in die Dunkelheit. Er wusste, dass es zwecklos war, mit Clarke zu diskutieren, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte.

»In Ordnung«, rief Wells. »Wir brechen sofort auf. Die anderen bleiben hier und bereiten das Lager für die Neuankömmlinge vor!«

Clarke lief zur Krankenhütte, holte Medikamente und Verbandsmaterial, während Wells dafür sorgte, dass sie genug Wasserkanister und Decken mitnahmen. »Wir werden auch was zu essen brauchen«, sagte er zu Eric. »Nimm alles mit, was du finden kannst.«

Das improvisierte Rettungsteam sammelte gerade alles Nötige zusammen, da flüsterte Sasha: »Wahrscheinlich werden einige der Überlebenden nicht laufen können. Wir sollten Holz für eine Trage mitnehmen.« Ohne auf eine Antwort zu warten lief sie zum Vorratszelt.

Wells eilte hinterher. »Gute Idee«, keuchte er, als er sie eingeholt hatte. »Aber ich denke, du solltest besser nicht mitkommen.«

Sasha blieb abrupt stehen. »Was redest du da? Keiner von euch kennt sich hier so gut aus wie ich. Wenn irgendjemand euch sicher zur Absturzstelle und wieder zurück bringen kann, dann ich.«

Wells stieß einen Seufzer aus. Sasha hatte natürlich recht, aber die Vorstellung, wie mehrere Hundert Kolonisten – einige von ihnen bewaffnetes Sicherheitspersonal –, die nicht einmal wussten, dass es die Erdgeborenen überhaupt gab, auf

